



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 17.

Freitag, 21. Januar

1927.

Strandgut.

Roman von W. Fleck.

(Nachdruck verboten.)

(13. Fortsetzung.)

Lorade schrieb regelmäßig zweimal in jeder Woche, und seine Briefe spiegelten sein Wesen aufs genaueste wieder — ein wenig herrisch, ein wenig pedantisch, aber voll Eifer für sein Amt und für seinen Gott. Doralies wußte mit diesen Briefen, in denen immer ein Problem erörtert wurde, nichts anzufangen. Sie waren ihr zu hoch. Das waren alles Dinge, über die sie noch niemals nachgedacht hatte, und über die sie jedenfalls nichts zu sagen wußte. Und dann beschwerte Gerhard sich über die Oberflächlichkeit ihrer Antworten.

„Was soll ich dir denn schreiben?“ sagte sie ihm. „Ich bin nicht gelehrt wie du. Und meinen Tageslauf kennst du ja. Darüber ist nichts zu sagen.“

„Die vielen Mußestunden, die du hast, würden manchem als ein großes Gnadengeschenk erscheinen“, klang es zurück. „Nütze sie. Mache nicht immer diese öden Stidereien, Richelieu oder Mazarin, oder wie sie sonst heißen. Das ist ja zum Blödsinnigwerden. Lies lieber die Bücher, die ich dir empfohlen habe, bilde deinen Geist, vertiefe dein Wesen, dann wirst du nie um Stoff für deine Briefe verlegen sein. Das Leben an sich ist ja nur ein leeres Gefäß. An uns ist es, ihm Inhalt zu geben. Hasten nicht so an Außerlichkeiten. Sieh auf das Ewige. Das mußt du, wenn du mir eine wahre Gehilfin sein willst. Denke immer daran, daß ich viel von dir erhoffe und noch mehr verlangen werde. Ich bin kein Mensch, dem häusliche Freuden genügen.“

Irgendetwas dieser Art fand sich in jedem Brief. Dann wieder hieß es: „Warum bist du so stumm, Doralies? Speisest mich mit Nichtigkeiten ab? Was gehen mich eure Damengesellschaften an. Die interessieren mich nicht. Muß ich fürchten, daß du mir entgleitest?“

Mit jedem Brief trat die grenzenlose Verschiedenheit der beiden Verlobten schärfer hervor, bis Doralies eines Tages in angstvoller Verzweiflung dachte: „Wir passen nicht zusammen. Es ist ja nicht auszudenken, wie das werden soll, wenn ich erst seine Frau bin. Könnt' ich nur los von ihm, aber wie fang' ich das an? Ich hab' ja solche Angst vor ihm. Und dann Tante Asta, die mit jedem Tag von meinem Glück spricht. Die würde ja immer nur Gerhards Partei nehmen. Wenn ich doch weg könnte! Weit weg von hier.“

Um Ostern feierten Inspektor Krauses ihre silberne Hochzeit. Kinder hatten sie nicht, aber sie waren den Kindern ihrer Geschwister stets der beste Onkel und die sorglichste Tante gewesen, und wer von ihnen es irgend ermöglichen konnte, würde kommen und den festlichen Tag mit begehren helfen. Die Frau Inspektorin gestraute sich, die ganze Horde in einem Massenquartier unterzubringen, aber es fehlte an Tafelgeschirr, und sie kam zu Asta um diese Not zu klagen, in der stillen Hoffnung, daß Fräulein von Eastett sich zur Aushilfe erbieten möge. Die Hoffnung trog auch nicht, denn Asta war gefällig von Natur und schätzte überdies Frau Krause, natürlich unter Wahrung der nötigen Distanz. Worauf die Frau Inspektorin die weitere Bitte wagte, daß die „Herrschaften“ das kleine Festmahl durch ihre

Anwesenheit verschönen möchten. Eine sehr bescheidene Sache würde es ja nur sein — indessen —

Eine Gesellschaft bei Inspektors! Enge Räume mit viel zu viel Menschen darin. Hitze, Tabakrauch, Getöse. Um Gotteswillen! dachte Asta, aber sie sagte höflich, daß sie leider zurzeit große Rücksicht auf ihre Gesundheit nehmen müsse, daß ihr Bruder gerade an dem Tage zur Jahresfeier seines Regiments in Potsdam sei, daß aber Doralies mit Vergnügen erscheinen werde. Im Grunde paßte der Frau Inspektorin die Sache so auch viel besser. Der Platz am Tisch wäre schrecklich knapp geworden, auch würde die Anwesenheit der Guts herrschaften allerlei Förmlichkeiten im Gefolge gehabt haben, während mit dem „Nestvogel“ nicht so viele Umstände gemacht zu werden brauchten. Doralies war sehr bereit, sich als Vertreterin schiden zu lassen, ja, sie hatte beinahe ein bißchen Gesellschaftsfieber, als die Jungfer ihr zur Feier des Tages eine richtige elegante Frisur machte, die sie ganz damenhaft erscheinen ließ. Tänzelsnd vor Freude kam sie zu Asta, um sich zu verabschieden. „Viel Vergnügen, mein Kind. Sei fröhlich, sei liebenswürdig gegen alle, aber vergiß auch nicht, daß du beobachtet werden wirst. Laß dich nicht gehen. Hörst du?“

„Ja, ja, Tante. Wird alles besorgt werden.“

Am Fenster stehend, sah Asta ihr nach, wie sie die Auffahrt hinunterging.

„Gang und Haltung sind gut“, dachte sie, „das haben wir ihr anziehen können, aber im übrigen ist doch mancher Traum unerfüllt geblieben. Alte Kultur ist eben etwas, das sich nicht nachahmen läßt.“

In der Inspektorswohnung schwirrte es wie in einem Bienenkorb von Berufsgenossen des Inspektors, weitergebräuteten besrauten Männern, mit mehr oder weniger Embonpoint und ihren behaglich lächelnden Ehefrauen in Seidenkleidern verschiedener Moden. Es schien erstaunlich, daß das kleine Haus sie alle aufnehmen konnte. „Nur nicht ängstlich. Einen eigenen Stuhl kriegt jeder. Geduldige Schafe gehen viele in einen Stall“, sagte der Silberbräutigam, der Doralies an der Tür empfing. Er nannte sie heute „gnädiges Fräulein“, da sie gewissermaßen die Guts herrschaft repräsentierte, und dann brachte er sie zu seiner Frau, der das Silberfränzchen gut zu dem vollen Gesicht stand. Doralies gab sich ein wenig schüchtern und ein wenig gnädig. Lauter alte Leute? O weh! Doch nein, im Nebenzimmer war Jugend, und mehr als genug von dem Artikel. Frische, lachlustige Jugend. Bald stand Doralies mitten dazwischen und im ersten Augenblick herrschte eine gewisse Stille als sei ein Stein unter eine zwitschernde Rohrsperrlingschar geworfen. Besonders die jungen Mädchen starrten Doralies an. Also das war der berühmte „Nestvogel“, das Produkt zweier Welten. Die jungen Herren machten sich weiter keine Gedanken. Ihnen genügte es, daß soeben ein hübsches, junges Mädchen erschienen sei. Sie traten heran und begannen sich angenehm zu machen. Dann ging es zu Tisch und ein junger Mann, den der Inspektor als seinen Neffen Rolf Tadeles aus Bonn vorstellte, bot Doralies den Arm.

Im ausgeräumten Eckzimmer war mit raffiniertester Ausnutzung jedes Plätzchen gedeckt, und Doralies fand sich an der Schmalseite der hufeisenförmigen Tafel, eingekleidet zwischen ihrem Tischherrn und der Wand.

„Entrinnen können Sie mir hier nicht, gnädiges Fräulein; ein sehr beruhigender Gedanke“, sagte der Rheinländer. Er hatte ein geheimes lebhaftes Gesicht, mit Auger, in denen Bereitschaft zu jedem lustigen Streich lag und eine dunkelblonde Haartolle, die ihm immer wieder in die Stirn fiel, und immer wieder zurückgestrichen werden mußte. Seine Fröhlichkeit war von ganz besonderer Art; nicht wie bei anderen das Ergebnis des guten Weins und einer vorübergehenden Feststimmung, sondern eines angeborenen Feuers, das durch jedes Wort und jede Bewegung flackerte. Etwas von seiner sprudelnden Lebensfreude sprang alsbald auf die ganze Umgebung über. Sonst hatte man sich bei Inspektors nach Landesart recht und schlecht bei bescheidenen Wischen und Anekdoten unterhalten und war, obgleich man sich „amüsierte“, aus seiner Ruhe nicht herausgekommen. Heute fühlte sich jeder von einem sonderbaren Moussieren ergriffen.

„Hören Sie blos, wie das junge Volk lachelt“, sagte der Hofbesitzer Dornhat, der die Silberbraut zu Tisch geführt hatte.

Sie lachte.

„Das kommt von Rolf. Der ist so'n Dollbrägen. Immer könnt ich sowas nicht aushalten. Aber es ist nützlich. Der Jung' animiert die ganze Gesellschaft. Sehen Sie nur unser kleines Fräulein vom Hof an. Die hat schon ordentlich glummerige Augen gekriegt.“

In der Tat, noch nie hatte man Doralies so munter gesehen, sie fühlte sich so leicht, so beschwingt, wie ein in der Sonne tanzendes Mädel, vergaß ganz, daß in ihrem Zimmer ein Brief Gerhard Torades lag, der beantwortet werden mußte, was schwerer war, als seinerzeit ein Aufsatz für Fräulein Werned.

„Sind Sie auch Landwirt?“ fragte sie ihren Nachbar, als einmal in dem Lachen und Jubeln eine Pause eintrat.

„Am Gottes willen, sehe ich aus, als ob ich 'nen Zug zum Hornvieh hätte? Die Kunst geht wohl nach Brot, aber sie fabriziert es nicht selbst. Ich bin Musiker — — Konzertmeister in Bonn.“

Und dann sprach er in der drolligsten Weise von seiner Arbeit und seinem Verkehr mit den Künstlern. Vor einer ganz neuen Welt zog er den Vorhang weg.

„Sind da bei Ihnen alle Leute so lustig?“ fragte sie, „dann möchte ich am Rhein leben.“

Er lachte.

„Ach, Ärger gibt's da auch mal, — aber soweit ich kann, halt ich mir alles Schwere fern. Wir vom Rhein lieben den Ernst nicht. Und auch nicht die feierliche Geste. Hier oben im Norden — ach Gott, wie nehmen die Leute da alles so wichtig. Es gibt nur Staatsaktionen. Das grübelt und spintifert und wälzt Probleme und zerbricht sich ewig den Kopf über allerlei Zeug, das doch nur Ballast ist und Daseinsschwerung. Es gibt zuviel Nebel im Norden und zuviel graue Tage.“

Er trat Doralies zu und mischte sich dann mit Berve in eine Rederei, die zwischen dem gegenüberliegenden Paar im Gange war. Es schien ihm überhaupt nicht möglich, irgendetwas ohne Berve zu tun. Doralies sah staunend. Noch nie war ihr ein ähnlicher Mensch vorgekommen, sein Temperament hatte etwas förmlich Verausprechendes. Kein Ernst, keine Schwere, kein Grübeln. Das hätte Tante Asta hören sollen und Fräulein Werned oder gar erst Gerhard Torade. Über Rolfs blonden Kopf hinweg sah sie ihres Verlobten dunkle Augen auf sich gerichtet mit dem herrlich-asketischen Ausdruck, der ihr immer Angst machte. Was hatte er ihr doch gestern wieder geschrieben?

„Wir sind nicht auf der Welt, um uns gute Tage zu machen, sondern um uns vorzubereiten auf das ewige Ziel, dem du und ich Hand in Hand entgegenwandern wollen.“

Und wenn sie ihm darauf nicht im gleichen Ton zu antworten verstand, würde er ihr Vorwürfe machen. Ach, du lieber Himmel! Weiterhin am Tische sah ein

Brautpaar, die jüngste Nichte der Silberbraut mit einem jungen Kaufmann, der sie in einigen Wochen heimzuführen gedachte. Wie die beiden sich ansahen, wie sie schäkerten, sich unter dem Tisch verstohlen die Hand drückten. Konnte man sich ja so was von Torade vorstellen?

Jetzt wandte sich der Rheinländer ihr wieder zu.

„Fräulein Doralies, Sie scheinen mir mies —. Was bedeutet dies?“

„Ach — ich dachte so an allerhand.“

„Tun Sie das ja nicht. Wenn ich mal gedacht hab', hab' ich regelmäßig 'ne Dummheit gemacht. Gedankenlosigkeit ist die Mutter alles wahren Vergnügens“, lachte er. Sie machte ihm Spaß; bedeutete für ihn eine ganz neue Spezies. Man merkte sehr deutlich, daß eine norddeutsche, alte Jungfer bei ihr abgefärbt hatte, aber auch wohl nur abgefärbt. Das eigentliche Gewebe ihres Wesens, war sicher aus weit handfesterem Garn.

„Ich muß das noch ein bißchen näher ergründen“, dachte er.

Beim Nachtschiff reichte er ihr eine geöffnete doppelte Arachmandel. „Ih' pense.“

„Was soll das“, fragte sie.

„Wie? Sie kennen kein Bielliebchen? Dann wird's aber Zeit, daß Sie es lernen. Also, wenn wir beide jetzt diese Doppelmandel verspeisen, so stellen wir uns damit unter die Verpflichtung für den Rest des Tages „du“ zueinander zu sagen. Indessen, da der Mensch ein Gewohnheitstier ist und Sklave der Konvention, so werden wir das über kurz oder lang vergessen und wieder „Sie“ sagen. Wer es zuerst vergißt, zahlt Strafe. Die werden eventuell Sie mir diktieren, und Sie können eine so harte aussuchen, wie Sie mögen, die ihrige aber bestimme ich.“

(Fortsetzung folgt.)

Am Klavier.

Die Dämmerung sank . . . Im Schneelicht lag das Zimmer, Auf weißen Feldern trieb der Flocken Spiel. Verschneite Tannen — letzter Tageschimmer Beleuchtete dein mädchenhaftes Profil.

Glitt zärtlich über deines Blondhaars Fülle, Lag auf den Händen, die wie Marmor schienen Und weiße Seide . . . Lauschend deinem Spiele Und perlengleichen Chopin-Melodien.

O, wie sie sangen! Wie sie schönheit sangen Und einer tiefgeheimen Sehnsucht Gläuben — So funkelt Wein, glutrot, kristallumfungen!

Sah ich im Erker und genoß die kühnen Mein Blick schweift über weißverschneite Seide Und Höhenzüge, die sich endlos dehnen. Wie Perlenfall auf purpurdunkle Seide Klingt das Nocturno . . . Gut und Traum und Sehnen. . .

Elise Ritter.

Die Zeitung.

Von Ferd. Timpe.

Es sieht unaufgeräumt und mürrisch aus, das kleine Café. Zeitungen hängen an der Wand. Zerstreut liegen sie auf Stühlen und Tischen umher. Die Kellnerin räfelt sich am Büfett. Der Wirt spielt in der Ecke mit seinem Hund. Die Lampen werfen ein kaltes und altes trübseliges Licht. Ab und zu räufert sich jemand; es stört; die Gäste lesen.

Ein alter Herr starrt mürrisch in die Luft. Das Abendblatt liegt vor ihm auf dem Tisch. Es hat ihn gelangweilt. Mürrisch fährt er sich durch die Haare. Er ärgert sich über die anderen, die an ihrer Vestüre Genuß finden. Er hat seinen trostlosen Tag. Er hat niemanden, an dem er seine schlechte Laune auslassen kann.

In der anderen Ecke des Lokals erhebt sich das alte Fräulein. Es sucht am Zeitungsständer. Es findet das Abendblatt nicht. Ihre Augen tasten die Tische ab. Aber, der alte Herr hat es vor sich auf dem Tisch liegen; er liest es nicht. Es geht auf ihn zu.

Aber da ist noch ein hunger Mann am Tisch neben dem alten Herrn, die Hände in den Taschen; er hat müde auf einen Hund gestiert, der quer im Weg liegt. Er sieht die Augen des Fräuleins auf das Abendblatt gerichtet. Sofort erscheint es ihm interessiert. Er wendet sich zu dem alten

Herrn, greift an die Zeitung und sagt: „Sie gestatten?“

Der alte Herr sieht ihn überläunig an. Der junge Mann ist ihm unympathisch. Seine Miene wird boshaft. „Nein — einen Augenblick noch!“ sagt er und nimmt selbst die Zeitung. Gleichzeitig bemerkt er, daß auch das alte Fräulein diese Zeitung zu lesen wünschte. Es kehrt um und geht wieder an seinen Platz.

Der alte Herr beginnt die Lektüre der Zeitung von vorn. Er weiß schon, was darin steht. Aber sie ist auf einmal viel interessanter, weil andere sie begehren. Langsam und in wohlwogenen Zwischenräumen wendet er Blatt auf Blatt.

Er weiß: das alte Fräulein und der junge Mann beobachten ihn genau; sie schämen ab, wann er fertig sein wird; ihr Interesse an der Zeitung hat sich verstärkt, weil sie sie nicht erhalten. Er weiß, daß sich eine Feindschaft angesponnen hat zwischen dem alten Fräulein und dem jungen Mann. Es ist ihnen eine sportliche Angelegenheit geworden, dem Gegner zuvorzukommen; sie sitzen auf dem Sprung. „Wem gebe ich die Zeitung?“ denkt der alte Herr, „aus Höflichkeit dem Fräulein? Dummes Weibervolk! Dem jungen Mann? Was geht der Laffe mich an!“ Er schwankt.

Run ruft ein dritter Gast aus der Ecke: „Fräulein, ist das Abendblatt frei?“ Die Kellnerin wacht auf. Sie sucht am Zeitungsständer. Der alte Herr hält die Zeitung flach über den Tisch und beugt sich darüber. Er fühlt, daß die Zeitung in seiner Hand eine Macht ist. Sie ist ein Mittel, die Menschen zu ärgern. Es freut ihn, daß die Kellnerin vergeblich sucht. Sie geht an die leeren Tische und hebt die einzelnen Zeitungen auf. Als sie alle durchgesehen hat, ruft sie dem Gast zu: „Wird gelesen!“

„Sie sind alle in meiner Hand“, denkt der alte Herr. „Den jungen Mann und das alte Fräulein habe ich miteinander verfeindet. Nun kämpfen sie beide gegen den Dritten, nach zwei Fronten. Auch er wartet. Aber noch weiß er nicht, wer die Zeitung liest. Noch ist er ein unfähiger Feind. Wenn ich sie etwas höher halte, steht er, daß ich sie lese. Ich kann seine Position dadurch verbessern; er wird dann wissen, auf wen er zu achten hat. Ich kann den Ärger der beiden anderen dadurch vergrößern.“

Der alte Herr hebt die Zeitung ein wenig. Es bezaubert ihn, daß er Schach spielt mit den drei Gegnern wie ein Feldherr. „Es liegt in meiner Hand, alle drei den Kampf verlieren zu lassen. Ich kann warten, bis ein Viertel die Zeitung verlangt, und gebe sie ihm. Aber warum so schnelle Entscheidung?“

Er läßt jetzt scheinbar sein Interesse an der Lektüre abflauen. Er läßt die Zeitung ein wenig sinken, er sieht nach der Uhr. Er hebt die Zeitung noch einmal gelangweilt vor die Augen, leckt am rechten Zeigefinger, gähnt und blättert dann rasch drei, vier, fünf Blätter, ohne zu lesen um, als wollte er die Lektüre abschließen. Er fühlt die Augen der drei Bewerber wie Saugnapfe auf seine Zeitung geheftet. Er fühlt, wie sie die Fäden anziehen, und die Sehnen an ihren Schenkeln spannen, um sofort vorzuspringen. „Dah!“ denkt er, „ich quäle euch ganz nach meinem Willen!“ Er schlägt noch einmal die fünf Blätter zurück, und holt die Lektüre nach. Sein Herz hüpfet boshaft. „Ihr wißt nichts anderes zu lesen. Ihr habt euch aus Rivalität gerade auf diese Zeitung versteift. Ihr habt euch keine anderen Blätter geholt. Ich halte die Fäden in meiner Hand. Kein anderes Blatt würde euch jetzt fesseln. Ich martere euch. Ich habe euch in meinem Netz. Ich habe Gewalt! Soll ich mein Machtmittel so schnell aus der Hand legen? Ich spiele mit euren Nerven. Ich werde, wenn die Kellnerin weggeht, einige Stellen herausreißen und in die Tasche stecken. Ich werde mir Notizen machen, damit ihr glaubt, daß euch Wichtiges entgeht, wenn ihr die Zeitung nicht bekommt. Ich werde von Zeit zu Zeit vor mich hinstellen, ich werde verwundert den Kopf schütteln, voll Entrüstung aufs Knie schlagen. Ich werde euch immer gespannter machen! Ich lasse euch im Zweifel darüber, ob ich womöglich gar diese interessanten Stellen herausreiße!“

Der alte Herr ist auf der letzten Seite angekommen. Es ist halb zwölf. Eine halbe Stunde kann er noch sein grausames Spiel treiben. Er will die Gelegenheit ausnutzen. „Ihr glaubt, daß ich jetzt fertig bin, weil ich schon die letzten Zeilen lese? Eure Nerven arbeiten, weil die Entscheidung naht. Täuscht euch nicht; ich fange noch mal oben auf der Seite an. Ich lese eine volle Viertelstunde an dieser Seite. Ich sehe, wie die Verzweiflung eure Gesichter verzerrt, und die Wut in euch hochsteigt. Ihr habt mich; ihr habt euch untereinander. Die Situation steigert sich; es wird jetzt ein Kampf auf Hieb und Stich! Es handelt sich nicht mehr darum, in welcher Reihenfolge ihr die Zeitung lest — es ist so spät geworden, daß nur der Sieger noch Zeit hat, zu lesen, und die beiden anderen ausfallen! Ich stürze also zwei von euch in Unkosten; ich habe euch so gespannt gemacht, daß ihr euch die Zeitung kaufen

werdet. Aber beruhigt euch — es ist nur Gemeinheit von mir; es steht wirklich nichts Interessantes drin! Wenn ich will, mache ich den stillen Kampf unter euch nachträglich zu Unfuss, und bestimme selbst den Sieger, und bringe ihm das Blatt an den Tisch. Aber keinen von euch kann ich leiden; wen soll ich wählen?“

Der alte Herr hat die letzte Seite beendet. Er zögert einen Augenblick. Dann beginnt er nochmals auf der ersten Seite. Run schlägt es zwölf Uhr. Die Kellnerin beginnt, einzukassieren. Der alte Herr zahlt. Wollüstige Grausamkeit legt sich um seinen Mund. „Liebes Fräulein“, sagt er zur Kellnerin, und legt ihr zwanzig Pfennig extra hin, „darf ich ihnen die Zeitung ablaufen? Sie ist morgen ohnedies veraltet.“ Sie nickt freundlich. Der alte Herr liest die Zeitung langsam, den Augenblick auskostend, aus dem Rahmen und steckt sie in die Tasche. Dann geht er, wie durch einen edlen Genuß befridigt, ein wenig erschöpft. Er pfeift ein Lied vor sich hin.

Mein Hund.

Von Lotte Liedemann.

Neben meinem Ofen liegt mein Hund. Erst seit einer halben Stunde gehört er mir. Ich habe ihn gar nicht kaufen wollen, aber sein Blick hat es mir angetan. Run sitzen seine ruhigen Atemzüge durch die Stube und ich fühle plötzlich, daß ich nicht mehr allein bin. Mein Hund träumt. Seine Pfoten heben und bewegen sich, als liefen sie; leise winfelt er. Noch kann er nicht von mir träumen, dem Fremden, der ihn für ein paar armselige Mark kaufte; aber es wird nicht lange dauern, dann werde ich ganz seinen Gesichtskreis erfüllen, wird meine Wesenheit der Zweck, der innerste Wert seines Lebens sein.

Ich sehe alles deutlich vor mir, wie es kommen wird. Ich fühle schon seinen Blick, der voll Verständnis und innerer Zugehörigkeit auf mir liegt, fühle meines Hundes beruhigende Pfote auf meinem Knie und weiß, daß meine einsamen, trübseligen Gedanken verschluckt werden von dieser Pfote. Ich werde lächeln über meinen Hund und ihn streicheln, und wir werden mehr und mehr miteinander verwachsen.

Wenn ich verreisen muß, werde ich so kurz wie möglich fern bleiben, weil ich ahne, wie mich mein Hund erwartet und mich freue, wenn mein Erscheinen in seiner Seele restloseste Glückseligkeit auslöst. Es gibt kein Geschöpf, das ich so beglücken könnte, wie meinen Hund. Er wird mir so rührend danken für die flüchtigste Liebesgung, den kleinsten Weg, den ich mit ihm gehe.

Gewiß, Ärger und Verdruß wird er mir auch bringen, besonders die erste Zeit werde ich ihn vielleicht hier und da schelten und schlagen müssen, aber er wird hinterher zu mir kommen, mich besetzt anschauen und mir alles vergeben und vergessen, bis mich jeder Schlag tiefer schmerzt, als ihn.

Ich höre schon meine Freunde mißbilligend sagen: „Du machst dich lächerlich mit deinem Hund!“ — Arme Seelen, die noch nicht den wunderbaren Ausgleich fanden, den uns die Natur in den Tieren gab, zu denen wir immer flüchten können, wenn wir der Menschen müde und überdrüssig sind. Vielleicht wird mein Hund auch einmal erkranken oder sich verletzen. Ich werde ihn pflegen, werde mich ängstigen um ihn, mich schelten ob meiner Weichherzigkeit und doch so unsagbar froh sein, wenn er wieder gesund geworden ist. Dann wird sich der Blick seiner Augen noch vertieft, die Sprache seiner Gebärden noch bereichert haben, und er wird mir mehr und mehr ans Herz wachsen. Ich werde beginnen, ihm alles zu erzählen, was ist und war und er wird mich nachdenklich anschauen und alles begreifen, ohne zu widersprechen.

Seltzam, wie deutlich ich das alles vor mir sehe, während mein Hund ruhig neben dem Ofen liegt und schläft. Und endlich wird auch der Tag kommen, wo mein Hund mir stirbt, wahrscheinlich an Altersschwäche, denn ich werde alles tun, ihm ein vorzeitiges Ende zu ersparen. Wenn er tot ist, werde ich die Empfindung haben, als hätte ich meinem Hund unendlich viel zu danken, während ich zu seinen Lebzeiten denken werde, wie gut es mein Hund bei mir hat. Erst nach seinem Tode werde ich begreifen, was ich ihm schuldig blieb für seine Treue und Hingabe. Ich werde vergebens seinen steifen Rücken streicheln, er wird sich nicht mehr freuen. Schließlich wird ein Mann kommen, den toten Hund abzuholen, denn ich habe keinen Garten, ihn zu begraben. Ich werde ruhig und klar mit dem Boten verhandeln und ihn bezahlen und aufrechten Ganges in mein Zimmer gehen, werde auch aufrecht stehen bleiben, bis die letzten Schritte auf der Treppe verhallt sind.

Dann aber werde ich meinen Kopf auf beide Arme legen und bitterlich weinen und mich so einsam fühlen, als sei mir der nächste Freund gestorben.

Welt u. Wissen

Der Puls der Pflanzen. Nachdem die Gelehrten bisher vergeblich bemüht hatten, nachzuweisen, durch welche Kraft die Säfte in den Pflanzen aufsteigen, ist dies dem indischen Pflanzenphysiologen Jagadis Chandra Bose gelungen, der in Kalkutta ein eigenes wissenschaftliches Institut mit den neuesten Einrichtungen zum Nachweis der inneren Geschehnisse des Pflanzenkörpers besitzt. Seine Untersuchungen sind heute zu einem gewissen Abschluß gelangt. Der Inhalt der Lehre, der sich aus ihnen ergibt, läßt sich in die Worte zusammenfassen: Auch die Pflanze besitzt ein pulstendes Gewebe, das in beständigen, rhythmisch sich wiederholenden Schlägen den Saft durch den Körper treibt, ungefähr in derselben Art, wie das tierische Herz die Blutflüssigkeit fortbewegt durch die Adern. Schon vor vier Jahrzehnten hatte die Vorstellung, daß die lebendigen Zellen der Wassergefäße, die den Pflanzenkörper von der Wurzel bis zur Spitze durchziehen, vor allem die Zellen der sog. Markstrahlen, ihrer Leistung nach ein lückenloses System aufeinandergefügter, kleiner Pumpwerke seien, in dem deutschen Gelehrten Westermaier einen ahnenden Vertreter gehabt. Ein augenfälliger Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung schien in Westermayers Tagen unbringlich zu sein, weil die tätigen Zellen der Wassergefäße tief im Leibesinneren verborgen sind und man keine Mittel und Wege kannte, mit den damals vorhandenen Beobachtungsmitteln so nah an sie heranzukommen, daß ein unmittelbarer Einblick in ihren Betrieb zu gewinnen war. Die Theorie Westermayers geriet daher in Vergessenheit. Allein die Beobachtungsapparate verfeinerten sich mit der Zeit, und als es neuerdings Bose gelang, in seinem „Crescographen“ einen Apparat zur Ableitung seiner winzigen elektrischen Ströme zu bauen, die die Pflanze als Begleiterscheinung ihrer Lebensstätigkeiten in wechselnder Stärke erzeugt, war das Spiel mit einem Schlage gewonnen. Durch die damit angestellten Versuche ist der Nachweis gelungen, daß die Einrichtungen zur Bewerksstelligung des Saftumlaufs im Tier- und Pflanzenreich wesentlich die nämlichen sind. Bei den Tieren, wenigstens bei den höheren Formen, ist das pulstende Gewebe im Herzmuskel zusammengefaßt — bei der Pflanze bleibt es in Gestalt einer strangförmigen Kette von Zellen, die von der Wurzel bis in die äußersten Zweig- und Blattspitzen reicht, über den ganzen Körper verteilt. Das sind Unterschiede der Form, die mit der grundsätzlich verschiedenartigen Aufgliederung tierischer und pflanzlicher Lebensgefüge zusammenhängen. Wie jedoch — trotz aller Verschiedenheit in der Ausführung — die Wasserleitungsanlage eines Technikers der Römerzeit beherrscht ist und von derselben Idee wie das Wasserleitungswerk eines Technikers von heute, so sind auch die pflanzlichen und tierischen Einrichtungen zur Saftbewegung einander ihrem Wesen nach gleich.

Neue Bücher

* „**Sorax' Lieder.**“ Von Geheimrat Professor Dr. Th. Vitz. 1. Band: „Sorax' Lieder und römisches Leben.“ (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Ausgehend von der Stellung des Sorax in der neuerwachten römischen Literatur behandelt Vitz zunächst das lebensfrohe, festliche Trink- und Gesellschaftslied, um dann zu der ernsten politischen Dichtung überzugehen. In mehreren Abschnitten werden kritisch die Trinklieder, die Staatsoden, die Liebeslieder und die Metrik des Sorax u. a. m. behandelt. So entsteht ein abgeschlossenes Bild des Dichters, fest gegründet durch kritische Auslegung. Vitz, der verdienstvolle Wiedererwecker der Antike, hat uns hier eine neue reiche Gabe geschenkt.

* **Monika Sunnius: „Baltische Häuser und Gestalten.“** (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn.) Die Treue, diese schmerzhaft-leidenschaftliche Liebe des Balten zu dem Lande seiner Väter weht uns an aus jeder Seite, aus jedem Ton. Wir lernen das Land lieben und verstehen wie nie zuvor, und mit ihm die Menschen, die es gebildet, und die Monika Sunnius vor uns hinstellt. Erschüttert, erhoben, erquidt durch goldenen Sumor, beglückt, bereichert legt man das Buch aus der Hand.

* „**Nordbavern.**“ Als 6. Reihe in der von der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung herausgegebenen Sammlung „Deutsche Bilder“ erscheint die Schrift „Nordbavern“. Das Werk umfaßt 47 Seiten Text und 47 Seiten Bilder, die auf Mattkunstdruckpapier in Doppelton-

farbendruck reproduziert sind. Der Band, der auch in englischer Sprache vorliegt, ist im Deutschen Werbeverlag K.-G. Karl Gerber, München, erschienen.

* **„Wetterfunk, Bildfunk, Televisión.“** (Drabloses Fernsehen.) Von Dr. Gustav Eichhorn. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Dieses Buch eines Fachkundigen, des bekannten Physikers und Radioingenieurs Dr. G. Eichhorn, gibt eine anschauliche Darstellung der erfolgreichen Weiterentwicklung des Rundfunk zum Bildfunk. Nach einer kurzen Beschreibung der älteren Methoden von Prof. Korn werden die modernen Systeme behandelt: der bereits amtlich eingeführte Wetterfunk nach Prof. Diekmann und dann, als Hauptteil, das ganze moderne epochemachende Bildfunk-System von Prof. Karolus-Telefunken mit einem Ausblick auf die Weiterentwicklung desselben zur Televisión, d. h. dem drablosen Fernsehen. Reiches Illustrationsmaterial unterstützt die gewiß allen an den neuen bedeutsamen Geschehnissen auf dem Gebiete des Radio wissenschaftlich oder als „Liebhaber“ Interessierten willkommenen Darstellung aufs beste.

* **„Prüfe deine Intelligenz“,** ein Weg zu Selbsterkenntnis und Erfolge, von Dr. Rudolf Lämmel. (Französische Verlagshandlung, Stuttgart.) Der bekannte schweizerische Pädagoge geht in seinen zahlreichen Aufgaben verschiedene Gebiete menschlicher Begabungen durch, gibt Lösungen der Aufgaben und Anhaltspunkte, um die eigene Lösung, die der Leser gefunden, richtig zu bewerten. Der Spielraum der Aufgaben ist überraschend groß, es gibt einfache, mittelmäßige schwere und schließlich einige „Geniefragen“, die für jeden Professor der Mathematik Anknüpfungen sind. Die Ergebnisse der Selbstprüfung werden zu einem Schaubild zusammengestellt, das Lämmel als „Intelligenogramm“ bezeichnet: die psychologische Visitenkarte des Lesers.

* **„Die Reifezeit.“** Grundfragen der Jugendpsychologie und Sozialpädagogik. Von Professor Dr. W. Hoffmann. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Trotz der zahlreichen Forschungsergebnisse, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Jugendkunde erzielt sind, ist man auch heute in der Erfassung der psychologischen Probleme, die der Reifezeit eigen sind, kaum über die ersten Anfänge hinweggekommen. Es hat deshalb seine volle Berechtigung und entspricht sogar einem dringenden Bedürfnis, wenn der Professor für Sozialpädagogik an der Universität Leipzig sein vor einigen Jahren erschienenes Werk, vermehrt um den Ertrag weiterer Forschungsarbeit, jetzt in zweiter Auflage der Öffentlichkeit vorlegt. Es ist dem Verfasser, der lange Jahre hindurch als Juwenblicher Gelehrter zu eingehendsten Studien an Jugendlichen der verschiedensten Bevölkerungsstufen hatte, nicht genug zu danken, daß er ein vollständiges Bild des jugendlichen Seelenlebens in der Reifezeit gibt. Auch die einfacheren Entwicklungsformen sind von Hoffmann einem genaueren Studium unterzogen worden, dessen Ergebnisse er jetzt vorlegt.

* **„Zellinet, Dr. Walter: „Die deutschen Landtagswahlgesetze“** nebst Gesekstexten zum Wahlrecht des Reichs, Danzigs, Österreichs und der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Mit einer Einleitung versehen. (Verlag Ludwig Strelke, Berlin.) Dieser erste Band eröffnet eine vergleichende Sammlung staats- und verwaltungsrechtlicher Gesetze der deutschen Länder. Die Ausgabe beginnt mit den für die Landtagswahlen oder für alle Wahlen geltenden Bestimmungen der Reichsverfassung. Anschließend folgen die Landtagswahlgesetze alphabetisch nach Ländern geordnet und eingeleitet durch die sich auf die Landtagswahlen beziehenden Bestimmungen der Landesverfassungen. Ein Anhang mit den Wahlgesetzen des Deutschen Reichs, der Freien Stadt Danzig, der Republik Österreich und der schweizerischen Eidgenossenschaft bildet den Abschluß.

* **Dr. Adolf Asch: „Der Grundstückskauf.“** (Georg Stieffe, Berlin.) Die zweite Auflage berücksichtigt die neueste Rechtsprechung und Literatur, insbesondere auf dem Gebiete des Aufwertungs- und Steuerrechts, wie dem des Schwarzkaufs. Zwei neue Abschnitte sind der Bedeutung des Industriebelastungsgesetzes für den Grundstücksverkehr, wie den Kosten und Abgaben des Grundstückswechsels gewidmet.

* **Magda Trott: „Das Kochbuch der Küchenlosen.“** „Ein Ratgeber für Einwohnende und Möblierte“, so betitelt sich das im Verlag von Fr. Bauer (Verlag der Fachlehrerin), Kirchberg-Tagst, herausgegebene Kochbüchlein. Magda Trott gibt denen, die durch die Wohnungsnot nicht im Besitze einer Küche sein können, allen Einwohnenden und Möblierten, ein Kochbüchlein in gedrängtester Form in die Hand, das nur erprobte Rezepte enthält, die einer geringen Kochdauer bedürfen und auf jedem Spirituskocher zubereitet werden können.